Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 24

Artikel: Wie ich das Gruseln lernte

Autor: Jegerlehner, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637220

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 12. Juni

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Drei Gedichte in Altguggisberger-Mundart.

Von A. Fankhauser.

Zom Schätzeli.

Uberam Wal am Schwennelbärg
Schtiit a wyßa Schtärn.
Uf em Buum a-n' Amsla singt:
„Schätzeli, hat dich gärn!"

Ubera Hag es Lüftli weiht:
Wart no, wart e chly.
Wenn es z'vollem fiischter chunnt,
Wil ich by dr sy.

Wenn es z'vollem fiischter chunnt,
Unnera isch dr Man[1],
Chlättera dir vor'sch Pfeischterli,
Topple hübscheli an.

Hesch es ghört, dr Güggel chreit!
Oder giit a Tür?

Uber ds' Lüübli chunnt a Schtimm:
„Ds' Riegeli isch nid für."

Ga bychta.

Un im Sriberpiet[2] schtiit a Chilha,
Un es Würtshuus näbedran,
I dr Chilha isch an alta,
Isch-graua Kaplan.

U di Pura si bychta
All Samschtig gar brav,
U dr Kaplan verhiißt na
Di höllischi Schtraf.

Doch im Würtshuus näbezuhi
Ischt a Jungfrau Marie,
Det bin ich iis o ga bychta —
— Bi dr Jungfrau Marie. —

Was ich prichtet ha, was ich gchlagt ha —
Ihri himmlischi Schtimm

Het mich sälig gschproche, het mich fri glah,
Un am Morga bin ich hiim.[3]

Ischt allz vrby.

Ha dich so gärn ghäbe,
Wi nüüd i mym Läbe,
Ischt allz vrgäbe,
Ischt allz vrby.

Bi cho, bi bhanget,
Bi an dr ghanget,
Ha gwartet, ha planget,
Bi inzig gsy.

Het niemmer mi bhüetet,
Ha gfluecht, ha gwüetet,
Ha glitte, ha plüetet — —
— Ischt allz vrby.

[1]) Mond. [2]) Kanton Sreiburg. [3]) heim gegangen.

Wie ich das Gruseln lernte.

Von Johannes Jegerlehner.

1

Wohl in die hundertmal ist mir schon gruselig gewesen. Ich brauche nur an einem schönen silberweißen Wintertag in Grindelwald an die schwindelhohen Eisfirsten der Eigerwand emporzuschauen, oder auf den Zinnen der Guggenalp zu beobachten, wie sie an der 1200 Meter tiefen, scheitelrechten Felsmauer den Briggeler Niggi am dünnen Seil herunterlassen, damit er ein verstiegenes Zicklein hole; oder es tut's auch, wenn ich in Bern just in dem Moment über die neue Aarebrücke gehe, wo ein gottsverwegener Turner auf dem Geländer den Hochstand probiert, so läuft mir die Gänsehaut über den Rücken. Das eigentliche Gruseln jedoch, wo einem gleichsam ein glühheißes Glätteeisen über den Rücken fährt, oder wo es einem ist, als ob man fünf Minuten splitternackt unter dem Gletscherwasser stände, wo man es spürt, wie die Haare sich sträuben und der Rücken rot, blau und grün anläuft — das habe ich an meinem eigenen Leib erst erfahren, als ich längst das Recht erworben hatte, einen breitrandigen Doktorhut zu tragen.

Es war föhniges Spätherbstwetter. Die Wälder standen blau und schwarz in den verschneiten Bergmatten und durch die Dorfgasse schnob und sauste der Wind.

Nach dem Nachtessen erschienen einige Dörfler, die ich zum Abendsitz geladen hatte, in der dumpfen Wirtsstube, setzten sich zu mir an den runden Tisch, und ich füllte die Gläser mit dem guten roten Landwein aus dem kleinen Faß meines Wirtes. Meine Erzähler befanden sich bald in der richtigen, homerischen Stimmung, und ich konnte schon nach der ersten Pfeife und dem zweiten Liter den Kalender hervorziehen und die Sagen und Märchen notieren, die der Gewalthaber und der Kräutermann und zwei, drei andere mit wundersamer Anschaulichkeit und Klarheit erzählten, und alles im leichten Plauderton, als ob sie einen Kuhhandel aufrollten. Nach dem dritten Doppelliter verflachten sich die schönen Hirtengeschichten in bunte Abenteuer und Spukbegebenheiten und ich klappte das Notizbuch zu und warf den Stift beiseite. Der Gewalthaber, der eben einen schauerlichen Teufelsspuk so hellfarbig und überzeugend wie eine liebliche Kindergeschichte aufgetischt hatte, fragte enttäuscht, warum ich nicht mehr schreibe.

„Das ist eine Gespenstergeschichte, die sich in jeder abgelegenen Hütte zutragen kann", gab ich zur Antwort.

„Na", machte das kleine, aber in die eidgenössische Breite gewachsene Männlein und hob die schweren Augenlider über die dünnen Schlitze. „Nicht darum notiert Ihr nichts mehr. Ich weiß schon, Ihr glaubt es halt nicht."

„Kann sein", erwiderte ich. „Ich bin halt nicht abergläubisch."

„So — sind wir etwa abergläubisch? Keiner von uns hier am Tisch", protestierte der Gewalthaber. „Was wahr ist, ist wahr und das andere, das ist gut für die Gumminen*) und die Kälberhändler, die lügen, soweit sie die Haut anrührt.

„Ihr glaubt alles, was Ihr zum Besten gegeben habt?"

„Zum Donner — bare Wahrheit. Mit eigenen Augen habe ich nicht alles gesehen, aber mein Großvater — he, ihr vom Dorf, ihr habt ihn gekannt, und wenn der gelogen hat, so soll der Teufel mir die Zehen abhacken."

„Ihr seid halt abergläubische Zipfel", entschied ich trocken. „Ich will es beweisen. Wer von euch diese Nacht um zwölf Uhr in den Kirchturm hinaufsteigt und oben wartet, bis es Mitternacht schlägt und dann nochmals so laut an die Glocke tippt, daß wir es hier in der Stube hören, dem zahle ich einen Liter. He, Wirt, schenkt ein." Da schwiegen sie alle fünf und schauten mit kleinen, verdutzten Augen in die vollen roten Gläser.

„Oder wer von euch um die mitternächtige Stunde zum Galgenbühl geht und einen faustgroßen Splitter vom Galgenstumpf zurückbringt, dem zahle ich einen Doppelliter."

Da räusperte sich der Kräuterer und sagte: „Das täte ich schon, aber ein Doppelliter ist mir zu wenig, es sind zwei Stunden hin und zurück."

„Und wenn Ihr, Herr, diese Nacht im Hexenhäusli schlaft, so zahle ich eine Maß", rief der Gewalthaber in pfiffiger Bauernschlauheit und rümpfte die Stirne über den kahlen Schädel bis an den Haarwirbel hinauf. Hahihaha, lachte einer von den Tischgenossen, ein anderer rief: „Diese Zumutung!" und als der Kräuterer mir etwas zubrummte, donnerte der Gewalthaber ihn nieder: „Schweig — was nötig ist, will ich schon sagen."

„Wo ist das Hexenhäusli?" fragte ich gelassen und schenkte wieder ein.

„Grad draußen vor dem Dorf. Es hat nur eine einzige gute Stube, kaum halb so groß wie diese da, und so lang ich hier im Dorfe bin, und ich bin hier geboren und nie fort gewesen, so lang also, sage ich und noch viel länger, hat niemand in diesem Stubetli geschlafen. Und es ist doch ein flottes Bett drin und Hausrat, so viel einer braucht. Aber — das ist's just, vor Zeiten hat der Scharfrichter die Hütte bewohnt, und vor hundert Jahren oder so hat man dort die letzte Heex geholt und zu Staub und Asche verbrannt. Seitdem ist das Haus im Verruf und ein vernünftiger Mensch schläft lieber unter den Dachtrauf oder im Schorrgraben als in der Hexenhütte. — He — jetzt sagt Ihr nichts mehr und seid doch nicht abergläubisch?"

„Ganz und gar nicht", erwiderte ich mit einer großartigen Handbewegung. „Aber diese Nacht, bei dem untanen Wetter, und heut ist grad der 13., und ich möchte die Hütte erst bei Tag besehen."

„Ich wollt damit nur sagen, daß Ihr auch gespensterfürchtig seid, so gut wie wir", fügte der Gewalthaber mit schlauem Lächeln bei. „Wenn einer dort eine Nacht zubringt und nicht alle Haare grau hat am Morgen, dann ist's ein halber Heiliger."

Ich schaute an die Uhr, leerte das Glas und klopfte damit auf den Tisch. „Ich stehe zu meinen Worten und halt's mit dem alten Soldatensprüchlein:

Laß kommen die Höll, mit mir zu streiten,
Ich will durch Tod und Teufel reiten.

Ihr aber seid abergläubische Narren und ich schlafe diese Nacht im Hexenhäusli. Licht her, Herr Pintenwirt, und gute Streichhölzer, und meinen Stock nehme ich mit, und wer sich untersteht, mir einen Schabernack zu spielen und den Bozen zu machen, den haue ich lahm und wund."

„Tut's nicht, Herr. Ihr schlaft hier besser als in der Hexenhütte", bat der Wirt ganz erschreckt. Dabei blinzelte er mir fortwährend zu.

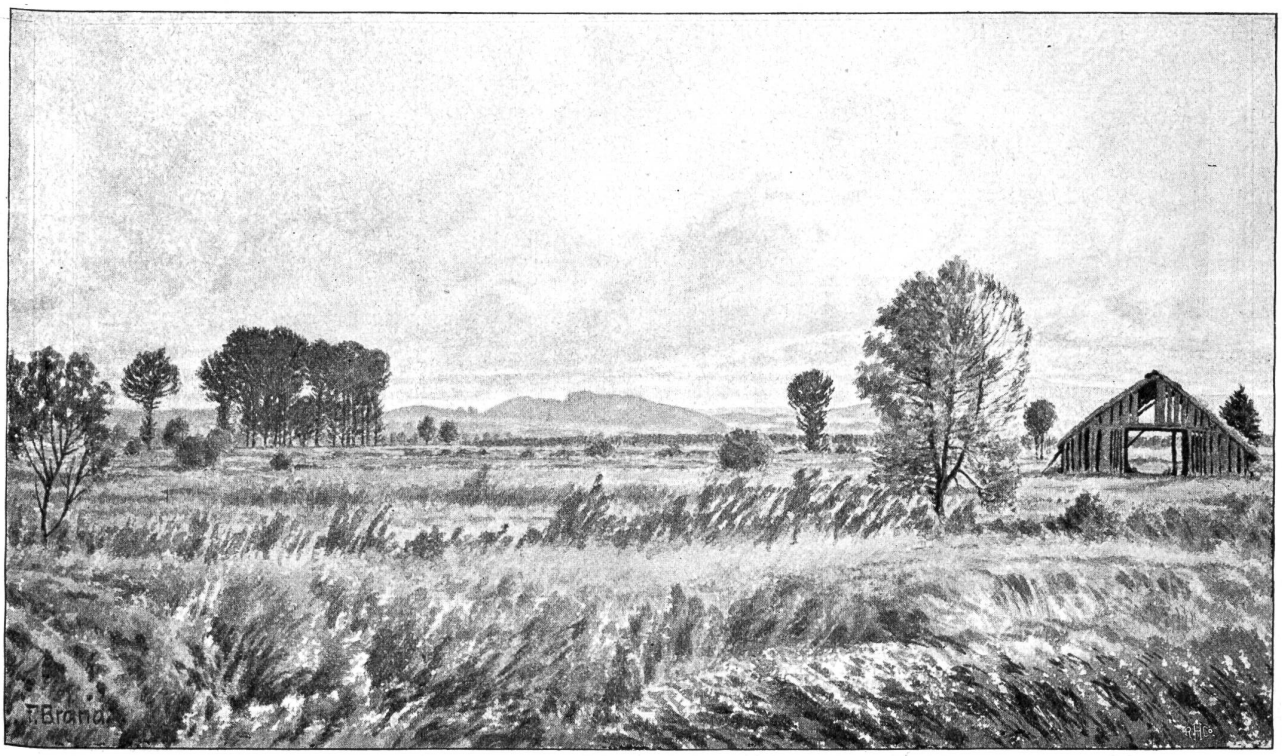
„Ein Mann, ein Wort", prahlte ich in meinem Dusel, verschluckte noch ein halbes Glas Kirsch und stand auf. „Licht her, und der Gewalthaber begleitet mich."

„Schon, ja schon", gab er trocken zur Antwort, „denn ich habe den Schlüssel."

Der Wirt übergab mir Kerzenstock und Schwefelhölzer und flüsterte mir einige Worte ins Ohr, die ich nicht verstand und unbeachtet ließ. Der Gewalthaber faßte mich flink am Arm und wir torkelten zusammen auf die Straße. „Das Bett ist gut", bemerkte er, als wir durch die lauwarme Föhnnacht bergan schritten, „und wenn der Rummel losgeht, so schlaft Ihr wie ein Stock."

Vor seinem Hause wartete ich, bis er den Schlüssel geholt hatte, und hernach folgten wir dem Weg dorfauswärts und machten vor einem niedern Schindeldach Halt. Während der Gewalthaber mit dem schweren eisernen Schlüssel die Tür öffnete, holte uns der Wirt ein, der in der Hand einen Wasserkrug und unter dem Arm einen Packen Bettwäsche trug. Im Flur zündete ich die Kerze

*) Kommis.



Torfmoos im Hochsommer. Nach einem Bilde von F. Brand. (Aus E. Friedli, Ins, Seeland I. Teil. Verlag A. Francke, Bern.)

an, die der Wind zweimal ausblies, und nun wurde wiederum eine Tür aufgeriegelt, und wir standen in der Stube, in der uns ein so beißender Odem von Kuhdünger, faulen Eiern und den hundert feinen Armeleutegerüchlein ins Gesicht schlug, daß mir fast der Schnauf ausging, und ich zum Fenster stürzte und den Flügel aufriß. Der Wirt stellte den Eimer auf die Stabelle und fragte, ob es mir wirklich ernst sei. Als ich nickte und mit einem Schwung den Rock auf den Stuhl warf, richtete er das Bett. Der Gewalthaber öffnete das Schränklein, zeigte mit seinen klobigen Fingern auf die an einem Nagel hängende Klinge und sagte gewichtig: „Das Richtmesser."

„Dummes Zeug", widerredete ich. „Das ist ein ganz gemeiner Franzosensäbel, mit dem man ohne Not keine Schlange köpft, und nun noch eins. Schwört ihr beide da, daß keiner von euch oder von der Dorfsippe sich irgendwo in diesem Hause verkriecht und spektakelt. Ist etwa ein wildes Tier im Keller oder im Unterdach?"

„Nichts von alle dem", versetzte der Gewalthaber und blickte mir mit einem frechen, spöttischen Lächeln in die Augen.

„Auf Treu und Glauben."

„Auf Treu und Glauben. Es ist kein Tier im Haus — Mäuse und Ratten abgerechnet — und Ihr seid die einzige vernünftige Seele unter diesem Dach."

„Ich habe das Weihwassergeschirr mitgebracht und hier aufgehängt", sagte der Wirt demütig. „Wenn Ihr schon nur Protestant seid —"

„Einen Ketzer schützt die Teufelssprenge nicht", sagte ich scherzend und schüttelte den Kopf.

„Wie Ihr wollt." Er blieb stehen, und ich merkte gut, daß er mir noch etwas aufs Herz binden wollte; doch der kleine Dorfmagnat merkte es auch, wünschte mit boshaftem Hüsteln eine friedsame Nacht und zog den Kameraden am Arm hinaus. Ich leuchtete ihnen mit der Kerze ins Freie und verschloß dann beide Türen mit Schlüssel und Riegel. Wieder in der Stube, zündete ich unter das Bett und in alle Ecken hinein. Da stand noch ein uraltes, eingelegtes Büfett mit leeren Schubladen, ein unschuldiger Ofenklotz, ein dreibeiniges Tischchen und das Wandschränklein mit dem rostigen Henkersäbel, den ich jetzt, der Einsamkeit überlassen, gerne gegen eine volle Likörflasche vertauscht hätte. Er erschien mir auf einmal viel größer und unheimlicher als zuvor. An den Wänden hingen alte Glasbilder, die jetzt zu Hause mein Arbeitszimmer schmücken. Ich erhielt sie am nächsten Tag als Abschlagszahlung für den ausgestandenen Schreck halb umsonst.

(Schluß folgt.)

Witzwil.

Mit diesem Ortsnamen verbindet man für gewöhnlich keine angenehmen Vorstellungen; man denkt an die unglücklichen Menschen, die ein schlimmes Schicksal aus dem Lebensgeleise geworfen hat oder die durch mangelnde oder schlechte Erziehung zu schädlichen und störenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft geworden sind und die nun in Sträflingskleidern bei Zwangsarbeit und hinter vergitterten Fenstern ihre Verfehlungen und ihren unguten Lebenswandel abbüßen müssen. Gewiß, eine Strafanstalt ist kein Vergnügungsort und soll auch keiner sein. Aber mit diesen Vorstellungen ist der Begriff Witzwil noch lange nicht ausgefüllt. Uebrigens macht man sich auch über eine Strafanstalt aus der Ferne meist falsche Vorstellungen. Wir werden unten dartun, daß verschiedene Anschauungen über